Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944
1906

169 (10.4.1906) Abendausgabe 2. Blatt

Visual Library

Erscheint täglich 2 mal. — Abendausgabe. — Verbreitetste Zeitung Badens.

Expedition: Zirkel und Lammstraße Ecke nächst Kaiserstr. u. Marktpl.
Brief- od. Telegr.-Adr. laute nicht auf Namen, sondern: „Badische Presse", Karlsruhe.
Bezug in Karlsruhe: Im Verlage abgeholt: Monatlich 60 Pfg. Frei ins Haus geliefert: Vierteljährlich: M. 2.10.

Badische Presse.

Eigentum und Verlag von F. Thiergarten. Verantwortlich für den politischen, unterhaltenden und lokalen Teil Albert Herzog, für den Anzeigen-Teil A. Rinderspacher, sämtlich in Karlsruhe.
Auflage: 33000 Expl.

Nr. 169. 2. Blatt. Karlsruhe, Dienstag den 10. April 1906. Telephon-Nr. 86. 22. Jahrgang.

Voranschlagsberatung im Karlsruher Bürgerausschuß.

Sitzung vom 5. April 1906. (Zweiter Tag.)

Beginn 3 Uhr mittags. — Anwesend 76 Mitglieder.

Stadtv. **Friedberg** meldet sich zur Geschäftsordnung zum Wort und beantragt Schluß der Generaldebatte.

Stadtv. **Eichhorn** spricht dagegen.

Hierauf wird der Antrag Friedberg angenommen.

Zum Voranschlag des Stadtgartens beantragt Stadtv. **Goldschmit** namens der Voranschlagskommission Annahme dieses Voranschlags.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Der Stadtverordnete Frühauf habe gewünscht, daß Rentabilitätsberechnungen der einzelnen städtischen Unternehmungen im Voranschlag gemacht würden. Dazu sei aber der Voranschlag nicht der geeignete Ort, dieselben gehörten in der Verwaltungsberichte, in denn sie auch erscheinen würden.

Stadtv. **Brandel** wünscht, daß mehr als bisher an den Sonntagmorgen im Stadtgarten Konzerte stattfinden, die dem Arbeiter die einzige Gelegenheit böten, derartige Veranstaltungen zu besuchen. Wenn die Schülerkapelle nicht ausreiche, solle man andere Kapellen beiziehen; sodann solle man dafür sorgen, daß die Volksschulen den Stadtgarten mehr besuchen könnten, namentlich zur Belehrung in der Botanik, und endlich sollte man gestatten, daß nicht nur die unter 10 Jahre alten, Kinder von Abonnenten freien Zutritt haben, sondern man sollte gestatten, daß jeder Besucher des Stadtgartens seine Kinder unter 10 Jahren ohne Eintrittsgeld mitnehmen dürfe, damit auch die Arbeiter ihre oft recht zahlreichen Kinder einführen könnten.

Stadtv. **Friedberg**: Der Stadtgarten sei eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und gut verwaltet. Weniger treffe dies bei dem Tiergarten zu. Der Zustand namentlich der kleinen Raubtiere sei wegen mangelhafter Käfige ein schlechter. Es seien auch eine Anzahl Tiere, so sämtliche Affen, eingegangen; es fehle an Aufzucht, die man durch höhere Prämien an die Wärter heben könne. Der Tiergarten habe auch eine belehrende Wirkung, und schon deshalb solle man ihm Aufmerksamkeit schenken. Er frage an, wieviel Sitzungen die Stadtgartenkommission im letzten Jahre gehalten habe..

Oberbürgermeister **Schnetzler** erwidert, die Zahl der im vorigen Jahre abgehaltenen Sitzungen der Stadtgartenkommission sei ihm augenblicklich nicht gegenwärtig. Die Affensterblichkeit im vorigen Winter sei auf eine von einem geschenkten Tier eingeschleppte Seuche zurückzuführen. Die Anregung, den Tiergarten reichlicher zu bedenken, sei beachtenswert. Zu den Ausführungen des Stadtv. Brandel bemerke er, daß schon jetzt bei gutem Wetter fast jeden Sonntag vormittag Konzerte der Schülerkapelle stattfänden; auch hätten die Volksschulen, sogar auch auswärtige, freien Zutritt. Die Frage, ob auch Kinder von Nichtabonnenten, sofern sie noch unter 10 Jahren alt sind, freien Zutritt bei gleichzeitigem Besuch des Stadtgartens mit ihren Eltern haben sollten, werde man prüfen und zunächst der Stadtgartenkommission unterbreiten.

Stadtv. **Schumacher** kommt auf die mangelhafte Ventilation der Festhalle zu sprechen, die sehr leicht Erkältungen verursachen könne, er empfehle zur Ventilation nur die Seitenfenster zu öffnen, die Fenster über dem Haupteingang aber geschlossen zu lassen.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Diese Frage sei schon öfters in der Stadtgartenkommission erörtert worden, eine ideale Lösung zu finden, sei unmöglich. Wenn der eine über Zug klage, wünsche ihn der andere. Allen könne man es nicht einmal in dieser Frage recht machen. Man werde ein Augenmerk auf diese Sache haben; er wisse aber nicht, ob dabei etwas allseitig Befriedigendes herauskommen werde.

Stadtv. **Thiergarten** empfiehlt den vom Stadtv. Brandel geäußerten Wunsch, daß man die unter 10 Jahre alten Kinder aller Besucher des Stadtgartens unentgeltlich einlassen solle.

Hierauf wird der Voranschlag der Stadtgartenkasse genehmigt.

Stadtv. **Kern** berichtet über den Voranschlag der Badeanstaltenkasse und beantragt Annahme.

Stadtv. **Emmele**: An den Stadtrat sei eine Eingabe gerichtet worden wegen Errichtung eines Luft- und Lichtbades, er empfehle diese Eingabe mit Rücksicht auf die bevorstehende Aufhebung des Sonnenbades in Beiertheim.

Stadtv. **Maier**: Das schon seit langer Zeit bestehende freie Bad in der Alb, das z. Zt. nicht im Stand sei, möge man wieder zweckentsprechend einrichten, auch könnte man die von der Militärverwaltung aufgegebene Militärschwimmschule auf die Stadt übernehmen.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Der an den Stadtrat gelangten Petition wegen des Licht- und Luftbades stehe er sympathisch gegenüber und habe die Vertreter dieser Sache, welche bei ihm vorgesprochen hätten, aufgefordert, geeignete Vorschläge zu machen. Vielleicht eigne sich das Gelände an der Rüppurrerstraße beim Rennplatz, wo auch Wasser vorhanden sei, evtl. käme ein Gelände im mittleren See in Betracht. Er habe die Vertreter aufgefordert, diese Plätze anzusehen, wenn sie sich nicht eigneten, so müsse man zuwarten, bis durch die bevorstehenden Eingemeindungen geeignetes Gelände gewonnen werde. Dem Stadtv. Maier könne er bezüglich seiner Wünsche wegen des Bades in der Alb keine Hoffnungen machen. Das Baden werde voraussichtlich überhaupt verboten werden; die Militärbehörde habe die Schwimmschule deshalb aufgehoben, weil auf Grund erhobener Gutachten festgestellt wurde, daß das Wasser in der Alb derart verunreinigt ist, daß das Baden darin direkt die Gesundheit gefährdet. Es sei allerdings ein Bedürfnis nach einem Bad im Freien vorhanden, diesem könne aber erst dann abgeholfen werden, wenn längere Strecken der Alb in die städt. Gemarkung übergegangen seien. Man könne dann vielleicht ein Bassin in der Nähe der Alb ausgraben, welches durch Druckwasser von der Alb, das durch Viltration im Boden gereinigt sei und durch Grundwasser gespeist werde.

Stadtv. **Stoffel** bemerkt, daß früher die Brausen im Vierordtbad größre gewesen seien; sie seien jetzt aber wegen zu großem Wasserverbrauch verkleinert worden, das sei ein Mißstand; er bitte um Wiederherstellung des früheren Zustandes.

Oberbürgermeister **Schnetzler** sagt Prüfung in dieser Sache zu; bittet aber, derartige Mißstände alsbald nach Wahrnehmung bei der Gemeindebehörde anzuzeigen und damit nicht bis zu den Voranschlagsberatungen zu warten.

Stadtv. **Käppele** erklärt, solche Wünsche hätten auch bei ihm als Inspektor des Bades angebracht werden können. Im Allgemeinen sei zu bemerken, daß allseits das Vierordtbad gelobt werde.

Hierauf wird dieser Voranschlag genehmigt.

Ebenso wird der Voranschlag der Rheinbahnkasse, nachdem über ihn Stadtv. **Weber** berichtet, angenommen.

Ueber den Voranschlag der Schlacht- und Viehhofkasse berichtet Stadtv. **Kern** und empfiehlt dessen Annahme.

Stadtv. **Schaufelberger** wünscht die Abschaffung oder Herabsetzung der Fleischbeschaugebühren mit Rücksicht auf die hohen Fleischpreise. Außerdem solle man einen Großviehmarkt ohne Marktgebühren einrichten. Es werde sich dann zeigen, ob unsere Bauern im Stande seien, den Marktbedarf wirklich zu decken. An dem Gebäude der Freibank sei die Anbringung eines Vordachs in dem Voranschlag vorgesehen. Er empfehle einen Vorbau mit Glasverschluß vor dem Eingang anzubringen, damit die Besucher nicht nur vor Regen, sondern auch vor Wind und Kälte geschützt seien. Weitere Wünsche bezüglich des Schlachthofes behalte er sich vor, bis die Vorlage wegen Erweiterung desselben eingebracht werde.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Die Beschaugebühren könnten nicht aufgehoben werden; die Metzger seien verpflichtet, nur gesundes Fleisch zu liefern, und hätten deshalb auch die hierfür entstehenden Kosten, wozu die Beschaugebühren gehören, zu tragen. Einen Gewinn am Schlachthof mache die Stadt nicht, wenn man die Jahre hindurch die Einnahmen und Ausgaben zusammenrechne.

Ebenso stehe es mit den Marktgebühren. Die Erstellung eines Vorbaues statt eines Vordaches an der Freibank werde geprüft werden.

Stadtv. **Zinser** bemerkt wegen des Vordaches, daß, wie der geschäftsleitende Vorstand beim Hochbauamt sich vergewissert habe, tatsächlich ein Vorbau, nicht ein Vordach, projektiert sei.

Stadtv. **Kern**: Der Stadtv. Schaufelberger habe die Aufhebung der Beschau- und Marktgebühren im Interesse der Fleischverbilligung gewünscht. Doch machten diese Gebühren nur einen geringen Betrag gegenüber dem aus, was im Zwischenhandel verdient werde. Es komme jetzt vor, daß bei der mangelhaften Organisation des Absatzes man draußen im Land das prachtvollste Vieh stehen sehen könne, ohne daß es gekauft werde. (Unruhe.) Er schlage deshalb zur Linderung der Fleischverteuerung vor, daß der Stadtrat im Bennehmen mit den Metzgern sich mit den Landgemeinden in Verbindung setze, um den Handel zu vereinfachen. Bei direktem Absatz ohne Zwischenhandel würden die Fleischpreise herabgemindert werden.

Stadtrat **Käppele**: Was Stadtv. Kern von dem prachtvollen Schlachtvieh, das draußen herum stehe,, gesagt hat, sei durchaus unrichtig. Es sei schon einmal eine derartige Nachricht aus dem Oberlande durch die Zeitungen gegangen, und die Metzgerinnung in Freiburg habe damals an Ort und Stelle festgestellt, daß sie unwahr war. Was den direkten Verkehr mit den Produzenten anbelange, so habe die Metzgerinnung einen Versuch gemacht und Anfragekarten hinausgegeben. Das habe aber nichts genützt, und die Metzger könnten alle ihr Handwerk aufstecken, wenn sie mit dem Vieh, das ihnen hierauf angeboten wurde, ihr Geschäft betreiben wollten. (Beifall.)

Stadtv. **Kern**: Er könne sehr wohl vertreten, was er gesagt habe. Richtig sei, daß das Innland den Viehbedarf nicht allein decken könne, und daß Einfuhr nötig sei. Sache der Regierung sei es hier einen Weg zur Beseitigung der Schwierigkeiten zu finden. Er halte nach wie vor an seinem Vorschlag fest, daß die Städte mit den Bürgermeisterämtern der Landgemeinden ins Benehmen treten und darauf hinwirken sollten, den Marktauftrieb zu vergrößern, damit die hiesigen Metzger ihren Bedarf hier decken könnten.

Stadtv. **Maurer**: Fleischnot sei in hohem Grade vorhanden; das, was der Stadtv. Kern vorschlage, seien Mittelchen, die keinen Erfolg versprächen; er müsse sagen, daß lediglich die agrarischen Maßnahmen der Regierung an der Fleischnot schuld seien.

Stadtv. **Willi**: Wenn man auch zugeben müsse, daß eine Beschaugebühr erhoben werde, so sei doch die Frage zu erwägen, ob man nicht die Schlachtgebühr wenigstens zeitweise aufheben solle. Die Aufhebung würde eine, wenn auch nur mäßige Erleichterung herbeiführen, gründlich könnten allerdings nur andere Mittel helfen. In dieser Frage sei aber eine kräftige Sprache nötig, wenn auch der Stadtrat Binz gestern der Meinung gewesen sei, daß eine solche Sprache nichts nütze. Es wäre besser, auf diesem Gebiete etwas zu tun, anstatt bei jeder Gelegenheit Reden gegen die Sozialdemokraten zu halten. Man müsse dafür sorgen, daß die arbeitenden Klassen nicht gezwungen seien, ihre Lebenshaltung einzuschränken.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Eine Fleischnot sei vorhanden und zwar deswegen, weil die Grenzen gesperrt seien, nicht etwa aus sanitätspolizeilichen **Gründen**, sondern, wie er überzeugt sei, aus sanitätspolizeilichen **Vorwänden**. (Beifall.) Selbstverständlich sei er entschieden dafür, daß der inländische Viehbestand geschützt werde. Allein wenn ausländisches Vieh direkt vom Ausland in die Schlachthöfe eingeführt und unter Beachtung der erforderlichen sanitären Maßnahmen (Desinfektion der Wagen usw.) sofort abgeschlachtet werde, sei nach fast übereinstimmender Ansicht der Tierärzte städt. Schlachthöfe eine Seuchengefahr nicht vorhanden. Die Aufhebung der Schlacht- und Beschaugebühren nütze nichts, deren Aufhebung hätten auch die Herren vom Landwirtschaftsrat vorgeschlagen, gewiß nicht weil eine Minderung der Fleischteuerung dadurch eintreten würde, sondern weil sie hofften, durch Beseitigung dieser Gebühren den Viehproduzenten noch weitere Vorteile zuzuwenden. (Beifall.) Den Vorschlag des Stadtv. Kern habe man schon früher geprüft, sei aber zur Ueberzeugung gekommen, daß auf diesem Wege nichts erreicht werde. In Wien habe man versucht, den Viehhandel zu kommunalisieren, es habe sich aber dieser Versuch als verfehlt erwiesen. Ihm selbst sei höchst zweifelhaft, ob die Stadt ein gewandter Viehhändler sein könne. Wenn bei den Landgemeinden Neigung bestünde, mit den Städten ins Benehmen zu treten, so werde man das gerne annehmen, allein er glaube nicht, daß die Landbevölkerung in dieser Richtung etwas tun werde. Dagegen wolle die Stadt, um wenigstens für das städt. Bedürfnis zu sorgen einen Versuch machen, Schweine aufzumästen. Dieser Versuch sei verhältnismäßig einfach durchzuführen und werde zeigen, wie es mit der Rentabilität stehe. Sodann denke die Stadt auch daran, Kühe anzuschaffen, um für die städt. Anstalten Milch zu beschaffen. Sie Stadt brauche jetzt schon für 30 000 ℳ jährlich Milch. Die Prüfung dieser Frage sei aber noch nicht abgeschlossen.

Stadtv. W. **Weiß** rät ab, Schweine aufzumästen oder sich in den Viehhandel einzumischen, man würde da nur Lehrgeld bezahlen müssen.

Hierauf gelangt der Voranschlag der Schlacht- und Viehhofkasse zur Annahme.

Der Voranschlag der **Spar- und Pfandleihkasse** wird, nachdem ihn der Stadtv. **Ettlinger** namens der Kommission zur Prüfung des Voranschlags befürwortet hatte, angenommen.

Zum Voranschlag der **Gaswerkskasse** berichtet Stadtv. **Weber**: Es habe ihn gefreut, daß der einheitliche Gaspreis in Aussicht genommen sei. Es sei bei der Festsetzung des Einheitspreises aber zu beachten, daß die Kohlenpreise voraussichtlich in die Höhe gehen würden, namentlich weil ein Steigen der Arbeitslöhne der Bergwerksarbeiter zu erwarten sei. Die Ablieferung des Gaswerks habe dieses Jahr 923 000 ℳ betragen, er hoffe, daß sie im nächsten Jahre eine Million betragen werde. Bei dieser günstigen Lage, könne man eine Reform des Tarifs in Aussicht nehmen. Er beantragt Genehmigung des Voranschlags.

Stadtv. **Kiby**: Auf zwei Dinge wolle er hier zu sprechen kommen, einmal auf die Festsetzung des Einheitspreises, sodann auf die Verlegung des Gaswerks I nach dem Osten zu Gaswerk II. Die Herabsetzung des Leuchtgaspreises werde mit Spannung erwartet, ohne genaue Unterlage könne man aber einen bestimmten Vorschlag hinsichtlich des künftigen Satzes nicht machen, nur glaube er, daß man nicht auf einen Einheitspreis von 12 ₰, wie der Stadtv. Frühauf gemeint habe, kommen könne. Man solle nicht zuwarten, bis eine Herabsetzung auf 12 ₰ möglich sei, sondern möglichst bald einen Einheitssatz wenigstens von 14 ₰ annehmen. Der derzeitige Zustand habe namentlich wegen der zahlreichen Gasmesser und Röhren in den Häusern sehr zu wünschen übrig gelassen. Auch die Beschaffenheit des Gases sei wegen ungenügender Reinigung nicht einwandfrei und führe zu Verstopfungen der Leitungen, hier solle man auf Abhilfe bedacht sein. Bei der Verlegung des Gaswerks I nach dem Osten sei zu beachten, daß auch die derzeitigen Bureaus und die Magazine unzulänglich seien. Es sei die Errichtung eines neuen Magazins- und Verwaltungsgebäudes nötig. In dieses Verwaltungsgebäude könne man auch die Verkaufsstelle des Gaswerks von der Kaiserstraße verlegen, zumal sie sich gar nicht rentiere. Eine Uebernahme der Verkaufsstelle durch eine Genossenschaft der vereinigten Blechner und Installateure empfehle er nicht, eher solle man das jetzige Verkaufslokal als Ausstellungslokal verwenden, und dort auch namentlich die Apparate ausstellen, welche vom Tiefbauamt in dessen Geschäftsbereich vorgeschrieben seien. Die Fabrikanten würden eine derartige Ausstellungsgelegenheit gerne benützen. Redner anerkennt sodann die Tätigkeit der Beamten und Arbeiter des Gaswerks.

Stadtv. **Tiergarten** begrüßt ebenfalls die bevorstehende Einführung des Einheitspreises.

Stadtv. **Brandel** empfiehlt einen Einheitspreis von 12 ₰ wie Stadtv. Frühauf. Man solle hier ganze Arbeit machen, damit auch bei den Arbeitern die alten Oefen und schlechten Lichter möglichst verschwinden. Der Gasverbrauch werde so steigen, daß ein Einnahmeausfall nicht eintreten werde. Er empfehle die Einführung des 8 Stundentags der Arbeiter im Gaswerk.

Stadtv. **Frühauf**: Der Vorschlag des Stadtv. Kiby, die Verkaufsstelle des Gaswerk als Ausstellungslokal zu verwenden, sei empfehlenswert. Der Stadtv. Kiby habe bei seinen Ausführungen unberücksichtigt gelassen, und dies tue, so fürchte er, auch der Stadtrat, daß der Gas-Konsum durch die Verbilligung steigen werde. Den künftigen Mehrverbrauch könnte man durch Erhebung bei den Interessenten feststellen. Auch bei dem Elektrizitätswerk sei in Folge der Verbilligung eine Erhöhung des Verbrauchs eingetreten. Bei einem Einheitspreis von 14 ₰ sei eine Abnahme des Verbrauchs des Kochgases zu befürchten, namentlich bei den kleinen Leuten und deshalb sei die Festsetzung eines Einheitspreises von 14 ₰ auch sozial unzweckmäßig.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Die Erhebungen, die Stadtv. Frühauf vorgeschlagen habe, seien unmöglich. Diejenigen, welche es mit der Wahrheit genau nehmen, würden keine Auskunft geben können, wieviel Gas sie bei Herabsetzung des Preises brauchen würden, andere, die ein Interesse an der Herabsetzung hätten, würden unrichtige Angaben machen. Bei dem derzeitigen Preis habe der Erlös im letzten Jahr betragen: 744 000 ℳ für Leuchtgas (Preis 18 ₰ pro cbm), 435 000 ℳ für Koch- und Heizgas (Preis 12 ₰ pro cbm), 77 000 ℳ für Motorengas (Preis 12 ₰ pro cbm), 74 00 ℳ für Automatengas (Preis 15 ₰ pro cbm), 52 000 ℳ für Flammentaxe. Der Erlös hätte betragen bei einem Einheitspreis von 14 ₰ 588 000 ℳ bei Leuchtgas, 508 000 ℳ bei Koch- und Heizgas. Es würde also ein Ausfall von 155 000 ℳ beim Leuchtgas eintreten, dagegen ein Mehrerlös an Heizgas von 72 000 ℳ; außerdem würde sich ein Ausfall beim Automatengas von rund 5000 ℳ ergeben, sodaß der Erlös um 87 000 ℳ geringer gewesen wäre. Welche Verschiebungen im Konsum die Verbilligung des Leuchtgases einerseits und die Verteuerung des Heizgases andrerseits bewirken werde, sei zum voraus nicht zu berechnen. Da die meisten Konsumenten für beide Zwecke Gas brauchten, die Gesamtkosten aber in Folge der Tarifänderung sich ermäßigten, sei wohl eine Zunahme des Konsums zu erwarten. Immerhin müsse man vorsichtig sein, denn es sei, wie schon Herr Stadtv. Weeber mit Recht bemerkt, auch zu beachten, daß die Kohlenpreise und die Arbeitslöhne voraussichtlich noch weiter steigen und daß das im Gaswerk angelegte Kapital sich durch Verlegung des Gaswerks I nach Gaswerk II bedeutend erhöhen werde. Wenn man jetzt gleich auf 12 ₰ herabgehe, so sei ein Hinaufgehen später nicht mehr möglich, während man bei einer Festsetzung eines Einheitspreises auf 14 ₰ immer noch heruntergehen könne. Wenn der Stadtv. Frühauf gemeint habe, die Entwicklung des Elektrizitätswerkes sei auf die Ermäßigung des Strompreises zurückzuführen, so sei das nicht ganz richtig. Die Zunahme sei nach der Ermäßigung nicht um so viel größer gewesen, daß sie die Verbilligung des Preises ausgeglichen habe. Auch Nachfragen bei einzelnen Konsumenten über ihren Stromverbrauch hätten dies ergeben. Wenn man im vorigen Jahre den Strompreis von 60 ₰ beibehalten hätte, dann hätte die Stadt bei etwas geringerer Abgabe finanziell doch ein besseres Geschäft gemacht. Karlsruhe habe mit Heidelberg den geringsten Strompreis im Lande. Wie Ermäßigungen wirkten, könne man mit Bestimmtheit nicht voraus sagen. Mit Stadtv. Frühauf sei er grundsätzlich darin einverstanden, daß der Gaspreis so weit herabgesetzt werde, daß bei möglichst geringem Preis und möglichst großem Konsum der möglichst größte Gewinn erzielt werde. Er erinnere aber daran, daß man in München mit der Herabsetzung des Trambahntarifs auf 10 ₰ innerhalb der ganzen Stadt einen vollständigen Mißerfolg gehabt habe.

Stadtbaurat **Reichard**: Die Reinigung des Gases in den hiesigen Gaswerken ist eine gute und wird durch den Betriebs-Chemiker sorgfältig überwacht. Die Störungen in einzelnen Hausleitungen, welche wohl zu der Klage des Vorredners führten, sind lediglich durch Ablagerungen von Rost verursacht, der sich in den schmiedeisernen Rohrleitungen mit den Jahren ansammeln kann. Naphtalin, das sich unter gewissen ungünstigen Verhältnissen der Temperaturen bei der Fabrikation und in der äußeren Luft auch in dem Gas bildet und in den Rohrleitungen sich ausscheiden und zu Störungen Veranlassung geben kann, wurde in dem von uns untersuchten Inhalt der verstopften Privatleitungen nicht gefunden. Uebrigens haben wir bei dem Projekt für die Erweiterung des Gaswerkes auch den Platz für Apparate, welche das sich etwa bildende Naphtalin entfernen sollen, vorgesehen. Ein besonderer Vorzug der neuen Retortenöfen mit vertikal stehenden Retorten, welche kommenden Winter in verschiedenen Gaswerken in Betrieb kommen und auch für die Vergrößerung unseres Gaswerkes in Betracht gezogen sind, ist auch der, daß sich in denselben fast kein Naphtalin bildet.

Stadtv. **Weiß** bekämpft die Einführung des von der Sozialdemokratie insbesondere für die Gasarbeiter geforderten 8stündigen Arbeitstages, der der Stadtgemeinde einen Kostenaufwand von einigen 100 000 ℳ verursachen würde. Nur unter besonders gesundheitsschädlichen oder aufreibenden Verhältnissen könne unter Umständen eine so kurze Arbeitszeit befürwortet werden, oder auch bei zunehmendem Dienstalter Arbeitserleichterungen gewährt werden. Im allgemeinen sprächen jedoch keinerlei triftige Gründe für den 8stündigen Arbeitstag. Die Herabsetzung der Arbeitszeit habe nur eine Verteuerung aller Dinge zur Folge. Er

empfehle den vom Stadtverordneten Kiby veröffentlichten Artikel in der Landeszeitung über diesen Gegenstand der Lektüre der Sozialdemokratie. Eine verderbliche Einwirkung habe der 8 Stundentag auf die zunehmende Abkehr von der landwirtschaftlichen Arbeit, wo 12—18stündige Arbeitszeit bestehe. Mit demselben Recht wie die Arbeiter könnten auch die Arbeiterinnen den 8 Stundentag verlangen, dann würde die Dienstbotennot noch erheblich zunehmen. (Heiterkeit.)

Oberbürgermeister **Schnetzler** macht den Redner darauf aufmerksam, daß seine letzten Ausführungen mit dem Voranschlag des Gaswerks nicht zusammenhingen.

Stadtv. **Weiß** verlangt dann noch, man solle die Arbeiter möglichst gut stellen aber an der Arbeitszeit festhalten, von deren Verkürzung **niemand** einen Vorteil habe.

Stadtv. **Willi** bemerkt, daß trotz der Vorlesung des Vorredners, die bereits vor einem Jahre angekündigt sei, die Notwendigkeit der Einführung des 8 Stundentags für die hiesigen Gaswerksarbeiter nicht zu bestreiten sei. In einer ganzen Anzahl von Gaswerken Deutschlands und auch Badens z. B. in Pforzheim sei die 8stündige Arbeitszeit eingeführt, ohne daß sich irgendwelche nachteilige Folgen bemerkbar gemacht hätten. Die Sozialdemokratie habe hier den 8 Stundentag noch nicht für alle Arbeiter gefordert, erachte ihn aber für alle Arbeiter für erstrebenswert. An der Verkürzung der Arbeitszeit sei noch keiner unserer Geschäftsleute zu Grunde gegangen. Wenn dem Arbeiter genügend Zeit verbleibe, um sich auszuruhen, so werde er leistungsfähiger sein. Könne die Sozialdemokratie den von Medizinern und Volkswirten befürworteten 8 Stundentag nicht sofort erreichen, so werde sie seine schrittweise Einführung — eine halbe Stunde um die andere — erkämpfen. Daß Industrie und Gewerbe auch mit der Verkürzung der Arbeitszeit vorwärts kämen, zeigen uns die Verhältnisse in Amerika.

Oberbürgermeister **Schnetzler** meint, man dürfe diese Frage nicht so theoretisch behandeln. Die Art der Arbeit spiele doch auch eine große Rolle. Es gäbe Arbeiten, die so anstrengend seien, daß auch eine 8stündige Arbeitszeit unter Umständen noch zu lange sei, und andererseits aber Arbeiten, die hauptsächlich darin bestünden, daß sich einer irgendwo aufhalten müsse, sodaß hiebei auch ein 10- und mehrstündiger Arbeitstag nicht anstrenge. Die hiesigen Gasarbeiter hätten übrigens zwar eine 12stündige Arbeit**sschicht**, aber keine 12stündige Arbeit**szeit**, sondern innerhalb jener Schicht so viel Pausen, daß die eigentliche Arbeitszeit nicht einmal 8 Stunden ausmache. Allerdings könnten sie in den Pausen nicht nach Hause gehen. Man sei bestrebt, den Mißstand zu ändern. Durch die beabsichtigte Einführung von Maschinen zur Beladung und Entladung der Oefen und von senkrechten Retorten würde die Arbeit wesentlich erleichtert, aber auch die Arbeiterzahl auf die Hälfte herabgesetzt werden. Wollte man **jetzt** den 8 Stundentag einführen, so brauchte man erheblich mehr Arbeiter, die mit Einführung jener maschinellen Aenderung wieder entlassen werden müßten. Unter diesen Umständen sei es dem Stadtrat zweckmäßig erschienen, zuzuwarten und unter Beibehaltung der jetzigen Arbeitsdauer eine Lohnerhöhung von 30 ₰ zu gewähren, womit auch die Gasarbeiter einverstanden gewesen seien. Eine Statistik über die Häufigkeit der Erkrankung der Arbeiter habe übrigens ergeben, daß die Feuerarbeiter des Gaswerks weniger oft krank seien, als die in andern Betrieben beschäftigten. Dieses überraschende Ergebnis hänge wohl damit zusammen, daß für den fraglichen Dienst sich nur besonders starke und gesunde Leute melden. Es sei ferner nicht bloß die Qualität der Arbeit, sondern auch die individuelle Leistungsfähigkeit des Arbeiters zu berücksichtigen. Einen jungen Mann könne man eher etwas mehr anstrengen, während man einem Arbeiter gegen Ende seiner Laufbahn ebenso wie einem älteren Beamten eine seine Arbeitskraft mehr schonende Tätigkeit übertragen solle. (Beifall.)

Stadtv. **Kiby** bemerkt persönlich, daß er mit den Ausführungen des Stadtverordneten Weiß gar nichts gemein habe. Seine eigenen Ausführungen in der Badischen Landeszeitung enthielten diejenigen Gesichtspunkte, gegen die sich die Sozialdemokratie verschließe.

Hierauf wird der Voranschlag des Gaswerks angenommen.

Der Voranschlag des **Wasserwerks** wird vom Stadtv. **Layh** als Referent des Stadtverordnetenvorstands zur Annahme empfohlen.

Auf eine Anfrage des Stadtv. **Kirchenbauer**, ob bei der glänzenden Rentabilität nicht auch der Wasserpreis herabgesetzt werden könne, erwidert Oberbürgermeister **Schnetzler**, daß eine Revision der Wasserbezugsordnung vorgenommen werden solle, sobald die Schwemmkanalisation eingerichtet sei.

Dem Wunsche des Stadtv. **Edelmann**, daß für die Benützung einer Badewanne, die zwar mit Ablauf versehen, aber nicht in dauernder Verbindung mit der Wasserleitung stehe, keine besondere Taxe von 6 ℳ verlangt werden solle, wird vom Vorsitzenden Prüfung zugesichert.

Hierauf gelangt der Voranschlag des Wasserwerks zur Annahme.

Zum Voranschlag des **Elektrizitätswerks** gibt der Referent des Stadtverordneten-Vorstands Stadtv. **Moninger** seiner Freude über die Zunahme des Bezugs Ausdruck, durch welche die Herabsetzung des Preises glänzend gerechtfertigt werde. Dagegen sei das Publikum über den Effekt der elektrischen Beleuchtung der Plätze zum Teil enttäuscht. Es stehe ferner die Miete für die Elektrizitätszähler nicht im richtigen Verhältnis zu dem Anschaffungswert und der Abnützung der Apparate. Man solle die Elektrizitätsmesser an die Abnehmer verkaufen.

Oberbürgermeister **Schnetzler** wiederholt, daß die Herabsetzung des Elektrizitätspreises zwar allerdings eine Zunahme des Konsums bewirkt habe, aber nicht in dem Maße, daß die Preisdifferenz dadurch ausgeglichen sei. Die Elektrizitätszähler müßten schon der Kontrolle wegen im Eigentum des Werkes bleiben. Von 212 deutschen Elektrizitätswerken hätten nur 2 keine Zählermiete. Vielleicht könne man übrigens ähnlich wie beim Gasbezug die Zähler auch unentgeltlich unter der Voraussetzung des Bezugs eines gewissen Stromquantums zur Verfügung stellen, und, falls dasselbe nicht erreicht werde, Aufzahlung verlangen. Jedenfalls sollte man nicht jetzt schon wieder eine Aenderung der Strombezugsordnung vornehmen. Richtig sei, daß die elektrischen Lampen auf dem Marktplatz hier und da einen Augenblick versagen. Auf dem Kaiserplatz habe jede Beleuchtung wegen der dort befindlichen Bäume mit Schwierigkeiten zu kämpfen.

Der Direktor des elektrotechnischen Amts, **Schlebach**, erklärt, die auf den Plätzen verwendeten Lampen seien Effektbogenlampen, die goldgelbes Licht abgeben. Lampen mit einer andern Zusammensetzung der Kohle, die mehr weißes Licht lieferten, kämen probeweise auf dem Marktplatz zur Verwendung.

Stadtv. **Ettlinger** findet, daß namentlich in den Sommermonaten die Zählermiete lästig empfunden werde, da sie unter Umständen mehr betrage, als die Kosten für Strombezug. Gegenüber der erwähnten Statistik, nach der nur 2 deutsche Städte ohne Zählermiete seien, solle Karlsruhe dem Dichterspruch folgen: Ich sei, gewährt mir die Bitte, in euerm Bunde der Dritte. (Große Heiterkeit.)

Hierauf gelangt der Voranschlag des Elektrizitätswerks zur Annahme.

Zum Voranschlag der **Rheinhafenkasse** bemerkt Stadtv. **Ettlinger** als Referent des Stadtverordnetenvorstands, daß bei der Aufstellung dieses Voranschlags besondere Vorsicht am Platz gewesen sei, weil die meisten Positionen von den Witterungsverhältnissen abhängig seien. Der Rheinhafen habe eine günstige Entwickelung genommen, wie sich aus dem jüngst erschienenen Jahresbericht des Rheinhafenamtes ergebe. Der Referent zollt der Leitung desselben warme Anerkennung.

Stadtv. **Maier** wünscht die Erstellung einer Baumpflanzung von der Lameystraße nach dem Rheinhafen. Er fürchtet, daß die Steigung der Honsellstraße durch Aenderung der Bahnanlage in einer für den Fuhrwerksverkehr sehr lästigen Weise erhöht würde.

Oberbürgermeister **Schnetzler** verspricht wohlwollende Prüfung des ersten Wunsches des Vorredners und erklärt, daß die Bahn über die Straße geführt werden solle und daß eine Verschlechterung der Niveauverhältnisse der letztern nicht eintreten werde.

Stadtv. **Emele** gibt seiner Befriedigung darüber Ausdruck, wie die Stadt das Gelände am Rheinhafen abgebe, nämlich durch Verpachtung. Auf diese Weise soll überhaupt nur noch städtisches Gelände verwertet werden.

Oberbürgermeister **Schnetzler** stimmt hinsichtlich des Rheinhafengeländes dem Vorredner zu, da man mit der Verpachtung gute Erfahrungen gemacht habe. Nur dürfe man nicht auf zu kurze Zeit verpachten, wenn wertvolle Gebäude auf dem verpachteten Gelände errichtet werden sollen. Der Aufschwung des Rheinhafens sei im wesentlichen auch der Geschicklichkeit des Direktors zu verdanken, dessen kaufmännische, in keiner Hinsicht bureaukratiische Verwaltung die besten Erfolge erzielt habe. (Allgemeiner Beifall.)

Nach Annahme des Voranschlags des Rheinhafens gelangt der Voranschlag der **Straßenbahn** zur Beratung. Der Referent des Stadtverordnetenvorstandes, Stadtv. **Moninger**, hofft, daß mit der Entwickelung der Verkehrs die Zuschüsse der Stadtkasse zurückgehen würden, denen übrigens auch die Rücklagen in den Erneuerungsfonds gegenüberstünden. Die Beiertheimer Linie solle nicht als Sacklinie geführt, sondern in die Hauptlinie eingeleitet werden, um die Frequenz zu heben. In der Karlsstraße sei der 5-Minutenbetrieb an Stelle des projektierten 7½-Minutenbetriebes anzustreben.

Stadtv. **Heller** wünscht, daß abends wenigstens bei dem letzten Wagen der von Durlach nach dem Rheinhafen geht, ein Anhängewagen mitgeführt werde. Der Sommerfahrplan solle überhaupt abends länger ausgedehnt und den im westlichen Teil der Stadt wohnenden Personen Gelegenheit gegeben werden, aus dem Zentrum der Stadt z. B. von Vorträgen noch mit der Straßenbahn nach Hause zu kommen. Wenigstens in Intervallen von 20 Minuten solle der Betrieb im Sommer bis 11 oder ½12 Uhr geführt werden. Es seien ihm ferner Beschwerden darüber zugegangen, daß die Abonnementskarten Rheinhafen—Marktplatz 7 ℳ 50 ₰ kosteten und andere Abonnements für eine Teilstrecke z. B. von der Philippstraße bis zum Marktplatz für einen niedrigeren Preis nicht bestünden.

Straßenbahndirektor **Welter** erklärt, daß auch dem Wagen von Durlach nach dem Rheinhafen ein Anhängewagen mitgegeben werde, sobald sich das Bedürfnis zeige. Er sei eben im Auftrag des Stadtrats mit der Frage beschäftigt, ob und mit welchen Kosten überhaupt der Betrieb um eine halbe Stunde verlängert werden könne. Da man aber mit der jetzigen Arbeitszeit der Schaffner und Wagenführer bereits an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt sei, sei bei der Verlängerung des Betriebs eine ganz andere Diensteinteilung nötig. Ob der letzte vom Bahnhof nach dem Mühlburgertor bzw. dem Schlachthof gehende Wagen nach dem Rheinhafen oder wenigstens der Hardtstraße bzw. nach Durlach ohne zu große Kosten durchgeführt werden könne, solle geprüft werden. Die Einführung weiterer Monatskarten auf anderen Strecken zu 5 ℳ könne er nicht empfehlen, da sich diese Abonnements nicht nur nicht rentieren, sondern sogar nicht einmal die Selbstkosten der Bahn deckten. (Hört! Hört!) Nach einer Statistik fahren einzelne Abonnenten 18mal am Tag mit der Straßenbahn, und wenn man auch die zugleich Umsteigenden nur einmal rechne, so komme doch eine 5—6malige Benützung durch jeden Abonnenten heraus, die zumeist auch auf den frequentesten Strecken führen und so die Einstellung von Anhängewagen nötig machten.

Stadtv. **Edelmann** möchte die Beiertheimer Linie nach dem östlichen Stadtteil und nicht nach dem Mühlburgertor durchgeführt sehen. In der Karlstraße hätte die Bahn gleich zweigleisig geführt, allerdings auch die Straße gleich in der erforderlichen Breite angelegt werden müssen.

Oberbürgermeister **Schnetzler** gibt zu, daß die Karlstraße zu schmal angelegt sei. Die Baufluchtlinie sei aber festgelegt worden, als die Karlstraße noch zu Beiertheimer Gemarkung gehörte und der Protest der Stadt Karlsruhe sei seiner Zeit erfolglos geblieben. Jetzt wollten die Angrenzer zum Teil ihre Vorgärten nicht hergeben. Man müsse voraussichtlich im Wege der Zwangsenteignung vorgehen, die man aber erst beantragen könne, wenn nach Verlegung des Hauptbahnhofs die Karlstraße zu einer Hauptverkehrsstraße sich entwickeln werde. Die bereits genehmigte Weiche könne übrigens auch später bei Einlegung der Doppelgleise Verwendung finden. Die Durchführung der Beiertheimer Wagen nach dem Durlachertor, die schon versuchsweise erfolgt sei, und ebenso die Durchführung der Kühlen Krug-Wagen sei mit den gegenwärtigen Betriebsmitteln unausführbar, da mit Rücksicht auf die im Herbst d. J. stattfindenden Festlichkeiten die Anhängewagen repariert und überhaupt das Wagenmaterial auch äußerlich hergestellt werden müsse. Im Herbst würden die Versuche voraussichtlich fortgesetzt werden.

Stadtv. **Geck** findet den Voranschlag der Straßenbahnkasse nicht ganz zweifelsfrei, da hiernach die Straßenbahn sich nicht rentiere. Der Reservefonds sei doch aus dem Betrieb herausgewirtschaftet. Hoffentlich halte diese Darstellung des Voranschlags den weiteren Ausbau des Straßenbahnnetzes nicht auf. Notwendig sei auch der Ausbau der Straßenbahn nach Daxlanden, der vom „Kühlen Krug" über Grünwinkel erfolgen soll. Das vom Stadtv. Baumeister gestern gestellte Verlangen der Aufstellung eines großzügigen Plans für die Erweiterung des Straßenbahnnetzes könne er nur unterstützen. (Zuruf vom Bürgermeistertisch: Geschieht!) Nach den Ausführungen des Straßenbahndirektors über die Leistungen der Straßenbahnschaffner und Führer müsse er verlangen, daß dieses Personal möglichst bald entlastet würde.

Oberbürgermeister **Schnetzler** bemerkt zur Rentabilität der Straßenbahn, dieselbe zahle an die Stadtkasse eine Miete, durch die das für den Erwerb der Straßenbahn aufgewendete Kapital verzinst und getilgt werde. Wenn seit dem Erwerb der Straßenbahn außerdem 65 000 ℳ an die Stadtkasse abgeführt worden seien, so sei dies nur dadurch möglich gewesen, daß in den ersten zwei Jahren nichts zum Erneuerungsfonds beigetragen worden sei, an dessen Bildung man jetzt herantreten müsse.

Das Straßenbahnunternehmen berechtige übrigens zu den besten Hoffnungen; man dürfe daher auch nicht allzu ängstlich mit der Erstellung neuer Linien und einer Verbesserung des Verkehrs sein. Die vorgeschlagene Verbindung von Daxlanden über Grünwinkel halte er nicht für zweckmäßig, da man hierbei mit der Konzession der Süddeutschen Lokalbahn in Kollision kommen könne. Dem Ankauf der Lokalbahn durch die Stadt stehe aber der von der Gesellschaft geforderte zu hohe Preis entgegen. Eine Verbindung mit Daxlanden unter Benützung der gegenwärtigen Betriebsmittel sei nicht rentabel, da der Verkehr unter Tag geringfügig sei und am Morgen und Abend die Wagen zur Beförderung der Arbeiter nicht reichen würden. Zu einem solchen Verkehr bedürfe man Maschinen, die Arbeiterzüge befördern könnten. Derartige Maschinen gelangten aber erst mit Einrichtung der Kehrrichtabfuhr mittelst Straßenbahn zur Anschaffung. Man müsse doch auch berücksichtigen, welche Fülle von Arbeiten ein derartiges Projekt bringe, welche Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen seien. Mann könne doch nicht jetzt in Straßen Gleise legen, die binnen weniger Jahre wegen der infolge der Bahnhofverlegung nötigen Straßenänderungen wieder herausgerissen werden müßten.

Stadtv. **Schuhmacher** wünscht Einführung des 5 Minutenbetriebs auf der Friedhofslinie, welche Straßenbahndirektor **Welter** nicht empfehlen kann, da diese Linie bis jetzt höchst unrentabel sei, indem nach den Zählungen die Wagen durchschnittlich nur von 2—4 Personen benützt würden. Die Einführung des 5 Minutenbetriebs anstelle des 10 Minutenbetriebs bedinge aber eine Verdoppelung des Betriebsaufwands.

Stadtv. **Frühauf**: Die Kritik, die der Bürgerausschuß im vorigen Jahre geübt habe, habe gute Früchte getragen. Der Anschluß am Marktplatz sei verbessert worden, es wäre nur noch zu wünschen, daß die Wagen Durlach—Mühlburg zeitlich genau in die Mitte zwischen die Wagen der grünen und roten Linie fielen. Sodann frage er an, ob für die Motorführer nicht Klappsitze eingeführt werden könnten, die sie wenigstens auf der Strecke—Durlachertor benützen könnten. Ein großes Bedürfnis bestehe auch für die Errichtung von Wartehäuschen, die z. B. in Basel, Frankfurt, Zürich schon bestünden und eine große Annehmlichkeit für das Publikum seien. Besonders der Inselperron auf dem Marktplatz schreie nach einer Ueberdachung. Der Nachtwagenbetrieb bedürfe einer Erweiterung. Vielleicht könne man den Verkehr von 1/2 10 Uhr etwas einschränken, dagegen ihn etwa bis gegen 12 Uhr, wenigstens für den Verkehr vom Zentrum nach den Außenvierteln, ausdehnen. Wenn der Vorsitzende darauf hingewiesen habe, daß in München der 10 ₰-Tarif vollständigen Mißerfolg gehabt habe, so möchte er damit noch nicht ein für allemal den 10 ₰-Tarif als erledigt angesehen wissen. Die Gründe des Mißerfolges in München habe er bisher nicht genügend in Erfahrung bringen können.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Die Gründe hierfür seien sehr einfacher Natur, man habe Strecken bis zu einer Stunde für 10 ₰ fahren können, und deshalb seien einfach die Betriebskosten nicht mehr gedeckt worden. So sei es natürlich auch in Karlsruhe unmöglich, etwa für 10 ₰ eine Fahrt von Durlach nach dem Rheinhafen zu leisten. Daß schon die Abonnementskarten die Betriebskosten nicht deckten, sei erwiesen. In der Nacht länger zu fahren, sei zweckmäßig, doch müsse man erst die Kosten, deren Ermittelung nicht leicht sei, kennen. Der Stadtrat habe Erhebungen in dieser Richtung veranlaßt. Jedenfalls reiche das vorhandene Personal nicht aus; eine Erhöhung der Arbeitszeit sei aber nicht möglich, eher sei eine Herabsetzung derselben angezeigt.

Stadtv. **Rudi**: Er habe gehört, daß die Gleisanlage der künftigen Straßenbahn nach der Südstadt auf dem östlichen Gehweg der Rüppurrerstraße angelegt werden solle, er empfehle die Fahrbahn zu verbreitern, damit diese das Gleis aufnehmen könne.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Diese Frage sei geprüft worden, die vorgeschlagene Lösung der Frage sei aber ganz unzweckmäßig. Nach Anlage des neuen Bahnhofes werde die Rüppurrerstraße vom Wagenverkehr entlastet werden, dagegen einen stärkeren Personenverkehr aufzunehmen haben. Die Fahrbahn genüge dann vollständig, und vom dem Gehweg könne man auch bei dem erweiterten Personenverkehr einen Teil zur Anlage eines besonderen Bahngleises verwenden.

Stadtv. Dr. **Goldschmit**: Der Oberbürgermeister habe zugesagt, man werde die Wagen der Kühlen-Kruglinie nach Beiertheim durchführen. Stadtv. Edelmann habe sich hiergegen gewendet im Interesse der Beiertheimer Linie. Er bitte aber auf alle Fälle, daß die Kühle-Kruglinie, auch wenn sie nicht nach Beiertheim durchgeführt werde doch sonst wie in die Stadt geführt werden solle.

Stadtv. **Kern** unterstützt die Ausführungen des Stadtv. Frühauf bezüglich der Wartehallen, namentlich sei eine solche am Mühlburger-Tor nötig, auch wünscht er, daß das Rauchen in den Anhängewagen erlaubt werde.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Die Errichtung von Wartehallen werde geprüft werden, eine solche sei namentlich am Mühlburgertor erforderlich. Auf dem Marktplatz könne eine solche nicht erstellt werden, weil dadurch die ganze Architektur des Platzes gestört werde; da der Verkehr der Wagen dort ein sehr häufiger sei, brauche man dort auch nicht lange warten. Die Frage, ob man das Rauchen in den Anhängewagen gestatten solle, werde verschieden beantwortet. Wenn man immer die Wahl hätte, in den vordern oder in den hintern Wagen einzusteigen, so könnte man dem Vorschlag des Stadtv. Kern entsprechen, so sei es aber nicht, da der hintere Wagen immer erst besetzt werde, wenn der vordere voll sei; das Rauchen sei aber auch noch dann unangenehm, wenn der Raucher den Wagen schon verlassen habe, weil der unangenehme Geruch auch dann noch vorhanden sei. So komme es, daß die Raucher eben für Gestattung des Rauchens, die Nichtraucher aber dagegen seien.

Stadtv. **Brandel** führt die Unrentabilität der Friedhoflinie darauf zurück, daß diese über den Marktplatz führt, statt durch die Kapellenstraße mit der starkbevölkerten Südstadt verbunden zu sein. Sodann wünscht er, daß in die Straßenbahnkommission ein Arbeiter aufgenommen werde.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Eine ortsstatutarische Straßenbahnkommission bestehe nicht, es seien nur einige Stadträte zur Vorbereitung der Straßenbahnangelegenheiten bestimmt. Die Verbindung der Friedhoflinie durch die Kapellenstraße mit der Südstadt wäre wohl in mancher Hinsicht zweckmäßig, allein in der Kapellenstraße und in der verlängerten Kriegstraße liege die Lokalbahn, weshalb man dort die Straßenbahn nicht auch noch durchführen könne, besonders nicht zweigleisig. Deshalb bleibe nichts übrig, als die Verbindung mit der Südstadt durch die Kronen- und Adlerstraße zu erreichen.

Stadtv. **Schuhmacher** schlägt wiederholt den 5-Minutenbetrieb auf der Friedhof-Linie vor und ist der Meinung, daß wenn man jetzt die Bahn nicht durch die Kapellenstraße legen könne, man später darauf zurückkommen müsse.

Stadtv. **Clauß** bittet, die Haltestelle der Straßenbahn von der Hebelstraße nach der Erbprinzenstraße zu verlegen.

Oberbürgermeister **Schnetzler** verhält sich hierzu ablehnend, da es nur wenige Schritte von der Erbprinzenstraße nach der Hebelstraße seien.

Stadtv. **Baumeister**: Bei dem jetzigen Stadtplan sei die Linie von dem neuen Bahnhof durch die Rüppurrerstraße-Kapellenstraße nach dem Friedhof die einzig denkbare, nötigenfalls müsse eben die Kapellenstraße verbreitert werden, was ihm nicht zu schwierig zu sein scheine.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Die Hauptschwierigkeit liege nicht in der Kapellenstraße, sondern in der Kriegstraße östlich der Adlerstraße, die von Fuhrwerken sehr stark frequentiert und dabei sehr schmal sei.

Hierauf wird der Voranschlag der Straßenbahn genehmigt.

Ueber den Voranschlag der **Verbrauchssteuerkasse** berichtete Stadtv. **Kern** und empfiehlt dessen Annahme.

Stadtv. **Willi**: Seine Fraktion habe jeweils in früheren Jahren Anträge hierzu eingebracht; sie unterlasse dies dieses Jahr mit Rücksicht darauf, daß sie demnächst einen Antrag auf Aufhebung der Mehl- und Fleischverbrauchssteuer beim Stadtrat stellen werden. Wenn gestern gesagt worden sei, daß, wenn die Arbeiter nur Anforderungen machten, ohne selbst etwas zu zahlen, so könne es schließlich dazu kommen, daß diejenigen, die zahlen, einmal „nein" sagen würden, so müsse er doch sagen, daß zu den Verbrauchssteuern die Arbeiter ganz erheblich beitragen, auch die Erträge der Straßenbahn und des Gaswerks seien zum Teil auf die Benützung durch die Arbeiter zurückzuführen.

Oberbürgermeister **Schnetzler**: Auf die Aufhebung der Fleisch- und Mehlsteuer werde er erst eingehen, wenn der in Aussicht gestellte Antrag vorliege. Wenn behauptet werde, daß die Arbeiter zu der Rente der Straßenbahn beitrügen, so sei doch zu bemerken, daß die Arbeiterwochenkarten die Betriebskosten der Stadt nicht decken.

Stadtv. **Kern**: Die Sozialdemokraten behaupten immer, sie allein täten etwas für die Arbeiter, das sei nicht richtig. Die Aufhebung der Fleisch- und Mehlsteuer werde eine Erleichterung nicht bringen; das habe sich in Mannheim und in Stuttgart gezeigt. Er sei auch für Lohnverbesserung, jedoch nur soweit, daß die Arbeitgeber noch leben könnten. Wenn in den Städten immer größere Ansprüche gestellt würden, so sei es nicht zu verwundern, daß auch die Bauern eine Besserstellung erstrebten.

Stadtv. Dr. **Goldschmit**: Jahr für Jahr sei bei diesem Gegenstand dieselbe Debatte, eine Verständigung werde aber nicht zu erzielen sein, er stehe auf dem Standpunkt, daß bei den vielen preisbildenden Faktoren eine so mäßige Verbrauchssteuer wie die hiesige nicht in Betracht komme. Wenn Stadtv. Willi sich darüber aufgehalten habe, daß gesagt wurde, die Arbeiter trügen nichts zu den Lasten bei, so sei jene Aeußerung so zu verstehen gewesen, daß die Arbeiter immer mehr verlangten und auf der anderen Seite weniger leisten wollten. Im Jahre 1902 habe die erste Gemeindewähler-Klasse pro Kopf 545 ℳ, die zweite 102 ℳ und die dritte 9 ℳ bezahlt. Dagegen sei auf den Kopf der Bevölkerung an Bruttoertrag der Verbrauchssteuer im selben Jahr ein Betrag von 4.76 ℳ gekommen, nach dem diesjährigen Voranschlag mache es nur einen Betrag von 2.77 ℳ aus. Diese indirekten Leistungen seien doch gering gegenüber den direkten Leistungen der zweiten Klasse, von der ersten ganz zu schweigen. Man solle unter diesen Umständen nicht immer mehr fordern und weniger leisten wollen. Sonst käme man dahin, daß einige Wenige der nichtsleistenden Masse alles zu zahlen hätten. (Lebhafte Zustimmung.)

Stadtv. W. **Weiß**: Willi haben auf der einen Seite darauf hingewiesen, was die Arbeiter zu den Lasten beitrügen, auf der andern Seite aber deren Entlastung verlangt. Auf der Straßenbahn führen sie unter den Kosten, sie verlangten Aufhebung der Verbrauchssteuern, überall wollten sie ihre Beiträge der Gemeinde entziehen.

tritt, wo ein gewaltiger Kronleuchter angezündet ist und wo die Kardinäle mit ihren Geistlichen durch die Reihen der Schweizer gehen, den erleuchteten Quirinal hindurch.

Wesentlich anders gestaltete sich das Werden der Passionsmusik in nördlicheren Gegenden. Berauschte sich der farbenlüsterne Südländer an Gefühlsposen und benutzte er die Musik vorzugsweise zur Erzeugung religiös-lyrischer Stimmung, so drängte es den nüchternen, aber tief empfindenden Deutschen zu dramatischer Gestaltung. Als Protestant hörte er die Evangelien in seiner Muttersprache, jede Rede, jede Person kam ihm deutlich zum Bewußtsein. Je mehr sich das Ausdrucksvermögen der Musik erweiterte, desto energischer machte sich das Bestreben geltend, die Leidensgeschichte des Heilandes als Handlung darzustellen. Die ältesten, natürlich noch sehr rohen Versuche dieser Art stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Vorläufig ließ man alles — auch die Einzelreden, vom Chor singen. Durch verschiedene Zusammenstellung der Stimmen wurden die Personen charakterisiert. So sang z. B. ein vierstimmiger Chor die Reden Christi, ein dreistimmiger Chor hoher Stimmen die Worte der Magd usw. Später übernahm man den Lektionston des katholischen Gottesdienstes für Einzelreden und legte das Hauptgewicht auf die Chöre. Bemerkenswerte Arbeiten dieser Art besitzen wir von Luthers musikalischem Freunde Walter, dem Komponisten der meisten noch heut unter Luthers Namen verbreiteten Choralmelodien, wie z. B. „Ein' feste Burg". Allerdings — mehr als historisches Interesse dürfen diese unserem modernen Empfinden unendlich fernstehenden Werke nicht beanspruchen. Die einzige wirklich große Erscheinung aus der Zeit vor Bach ist Heinrich Schütz (1585 bis 1672), berühmt als Komponist der ersten deutschen Oper, als Schöpfer der „Sieben Worte Christi am Kreuz" und mehrerer Passionen. Er ersetzte den einförmigen und charakterlosen Lektionsstil durch das lebendige, in Italiens Opernmusik ausgebildete Rezitativ. Mit ihm setzt eigentlich die Bewegung ein, die in gerade aufsteigender Linie zu Bach und Händel führt. War bis jetzt nur die Musik der Veränderung unterworfen gewesen, so fing man nun an, mit dem Text zu experimentieren. Choräle wurden eingelegt, betrachtende Zusätze wurden gedichtet. Schließlich schrieb 1704 der Hamburger Hunold seinen „blutigen und sterbenden Jesus" mit völliger Umgehung der Bibelworte nach Art der damaligen Opern. Wen der Widerspruch schreckte, der sich aus dem konservativen Lager gegen dies von Keiser komponierte Werk erhob, der griff wohl wieder zu dem alten Text, verbrämte ihn aber mit den drolligsten Allegorien. In einer Telemannschen Passion aus dem Jahre 1729 tritt „die gläubige Seele" persönlich auf, in einer späteren die Andacht, der Eifer, die Treue usw. Ein früheres Werk hat gar die Form einer Unterhaltung Christi mit verschiedenen Schafen, einem reuigen, einem gläubigen, einem demütigen usw. Sehr große Bedeutung erlangte eine Dichtung des Hamburger Ratsherrn Brockes „der gemarterte und sterbende Jesus". Sie wurde von fast allen namhaften Musikern jener Zeit komponiert — auch von Händel.

Das war Händels letzte Komposition zu einem deutschen Text. Seine Bestimmung trieb ihn auf andere Wege. Weder dieses Werk noch die früher geschriebene Passion nach Johannes hätten ihm Unsterblichkeit verliehen. Erst der im Herbst 1742 in 24 Tagen entstandene „Messias" stellt ihn unmittelbar neben Bach als größten deutschen Passionskomponisten. Der Text zu diesem grandiosen Werke wurde aus Sprüchen des alten und neuen Testaments zusammengesetzt. Alles Großartige, Kühne, was Händels dem Kolossalen zuneigende Persönlichkeit enthielt, legte er in diese Komposition. Jene selbstbewußte, souveräne Willkürlichkeit, mit der er im Jähzorn eine widerstrebende Sängerin ergriff und drohte, sie zum Fenster hinauszuwerfen, wenn sie nicht gehorchte, befähigte ihn vor allem zum Verherrlicher des Helden-Messias. Die eigentliche Passionsgeschichte erscheint bei ihm nur im Reflex der dichterischen Betrachtung.

Durchaus anderer Natur war Bach. Unter der Maske eines Spießbürgers diente er seinem Herrn Jesus in pietistischer Frömmigkeit und grübelte tiefsinnig über das Mysterium der göttlichen Liebe und Erlösung. So schrieb er seine große Messe für den Dresdener Hof — äußerlich um schikanierenden Vorgesetzten durch den Titel eines Königlich Hof-Kompositeurs Respekt einzuflößen — für uns das Gebet einer idealen gesamten Christenheit ohne Unterschied der Konfessionen. Schuf er seine Passionen zunächst nur für seine Leipziger Kirchgänger, so in Wirklichkeit für alle Zeiten und alle Länder. Höchstwahrscheinlich schrieb er fünf Passionen. Als nach seinem Tode die beiden ältesten Söhne seine Bibliothek untereinander teilten, fielen die Passionen nach Matthäus und Johannes an den jüngeren, Philipp Emanuel. Der älteste, genial veranlagte Friedemann verbummelte, sein Besitz wurde zerstreut, zwei der ihm gehörenden Passionen sind uns nur in Trümmern, die dritte (nach Lukas) in zweifelhafter Form überkommen. Dafür besitzen wir die beiden bedeutendsten aus dem Nachlaß Philipp Emanuels. Bach hält sich darin an den Bibeltext, den er durch Choräle und eingelegte Arien erweitert. Der Evangelist und die Hauptpersonen werden durch Solisten vertreten, das Volk durch den Chor. An passenden Stellen tritt die Gemeinde mit einem Choral dazu. So ist es einer der ergreifendsten Momente, wenn in der Matthäus-Passion, unmittelbar nach den Worten: „Aber Jesu schrie abermal laut und verschied", die Gemeinde betet: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir." Soviel großartiges Bach geschaffen, seine Passionen, speziell die nach Matthäus, betrachten wir als eine jener Offenbarungen der Kunst, wie sie nur nach jahrhundertelanger Vorbereitung entstehen können und als dauernde Denkmäler einer ganzen Kulturepoche über die Einwirkung der Zeit erhaben sind.

Mit Bach und Händel war die Entwicklung beendet, der durch die Reformation eingeleiteten Bewegung ein gewaltiger künstlerischer Abschluß gegeben. Dessenungeachtet wurde fleißig weiterkomponiert. Es tauchen nun solche Werke auf, die vorübergehend großen Beifall erringen, ohne sich dauernd behaupten zu können. Hierher gehört in erster Linie als erfolgreichste Passionskomposition: Der Tod Jesu von Graun. Noch bis vor wenigen Dezennien gehörte dieses 1755 geschriebene Werk zum eisernen Bestandteil aller Karwochenmusiken. Erst neuerdings gerät es in Vergessenheit. Seine sentimental larmoyante Ausdrucksweise behagt uns nicht mehr. Spätere hervorragende Schöpfungen waren Beethovens Christus am Oelberg, ein Jugendwerk, dessen geniale Einzelzüge uns nicht für das Veraltete des Ganzen entschädigen, Spohrs und Schneiders etwas zopfige Oratorien, Kiel und Lißzts Christus und aus der Gegenwart die Passionsmusik von Woyrsch und die des Italieners Perosi. Bei allem Respekt vor diesen Werken vermissen wir doch an ihnen jenes restlose Aufgehen von Form und Inhalt, das dem wahrhaft aus dem Bedürfnis seiner Zeit entstandenen Kunstwerk unmittelbare Wirkung verleiht. Bei Bach und Händel nimmt uns die gewaltige, ursprüngliche Empfindung immer wieder sofort gefangen. Die modernen Passionen bewundert man gebührend — aber man glaubt ihnen nicht.

Und doch sind wir nicht so arm, daß wir jener Vergangenheit gar nichts Eigenes gegenüberzusetzen hätten. Auch wir haben ein Passionswerk, aus dem Geist unserer Zeit geboren — frisches Laub an altem Stamm: Wagners Parsifal. Ob sich hieraus vielleicht einmal ein Passionsdrama entwickeln, ob es gelingen wird, was schon viele, auch Wagner, vergeblich versuchten: die Gestalt Christi auf die Bühne zu bringen — das kann nur die Zukunft lehren. Bis dahin müssen wir wohl den Kreis der Passionsmusiken mit den erwähnten Werken als geschlossen betrachten.

Das Kloster Drübeck.

Das über 1000 Jahre alte Kloster Drübeck am Harz.

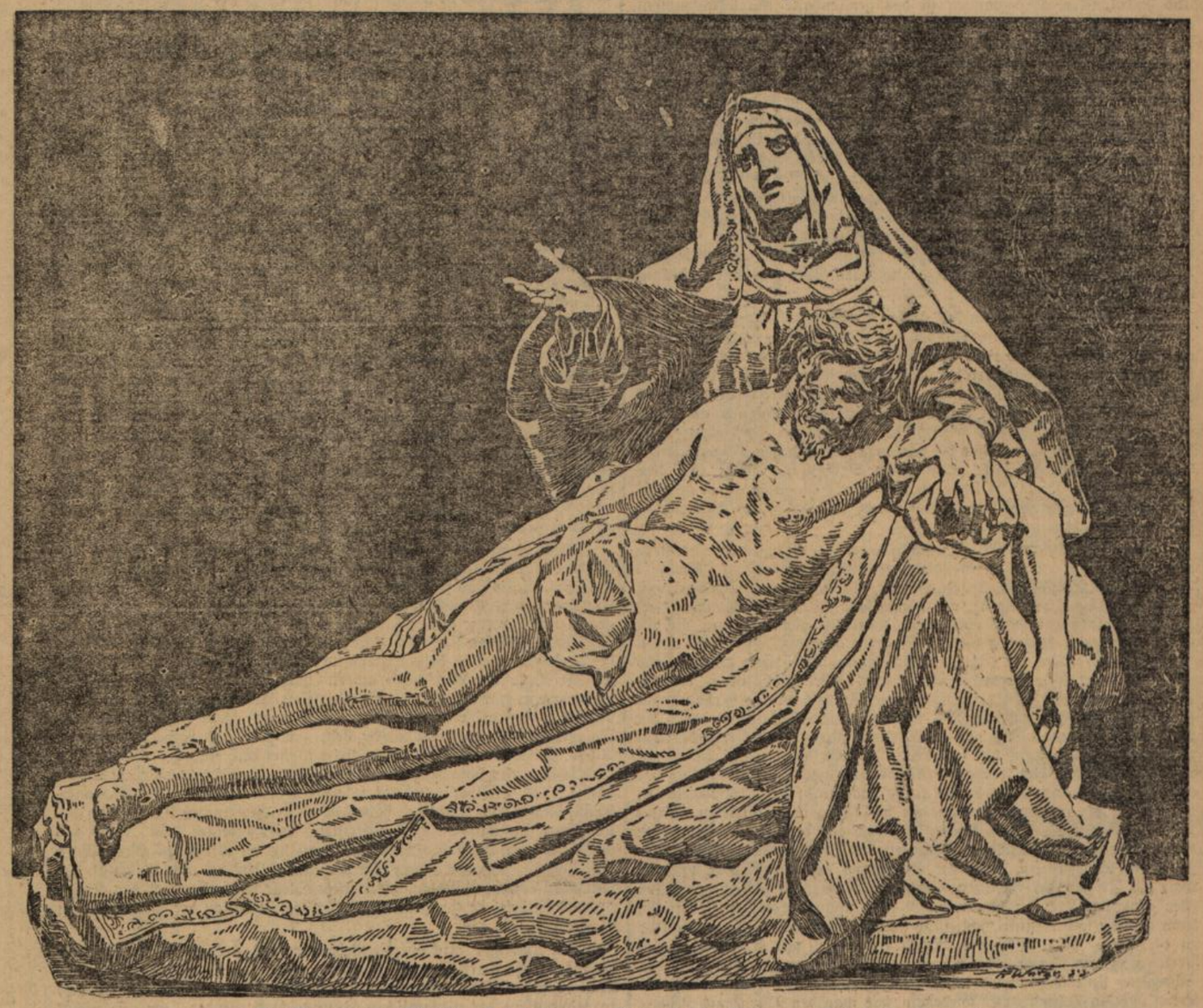
= Das Benediktinerinnenkloster Drübeck, am Fuße der Harzberge, in der heutigen Grafschaft Wernigerode gelegen, ist eine der ältesten geistlichen Stiftungen des alten Harzgaues und Ostsachsens. Es wurde noch vor der Begründung eines besonderen Deutschen Reiches zu fränkischer Zeit gegründet und unter Königsschutz gestellt. Zu Frankfurt a. M. am 26. Januar 877 gewährte ihm diesen der König Ludwig und verlieh ihm die freie Wahl der Aebtissin und des Schutzvogts. Als im Jahre 1429 das Wernigeroder Grafengeschlecht erlosch, ging die Vogtei des alten Klosters mit allen Hoheiten auf dessen Rechtsnachfolger, die Grafen zu Stolberg, über. Dieser Tage besuchte nun der Deutsche Kaiser das Kloster und überreichte im Beisein des Fürsten von Stolberg der Aebtissin Anna Freiin von Welck persönlich einen silbernen Hirtenstab.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog. — Druck und Verlag von Ferd. Thiergarten in Karlsruhe.

Unterhaltungsblatt der Badischen Presse.

Nr. 29. Karlsruhe, Mittwoch den 11. April 1906. 22. Jahrgang.

Karfreitag-Mahnung.



Die Beweinung Christi. Holzskulptur von Hernandez im Museum zu Valladolid (Spanien).

Die Sonne verlor sich in fahle Nacht,
Da war das Leiden des Herrn vollbracht.
Und als Maria beklagt den Sohn,
Schaut er das Antlitz des Vaters schon. —

Karlsruhe.

Albert Herzog.

Wenn der niedrigen Menge das Große erliegt,
Fürchte nicht, daß es auf immer besiegt.
Auch aus der Leiden dunkelstem Chor,
Schreitet verklärt es wieder hervor.

Kreuz und Kruzifix.

Von Dr. Curt R. Kreuschner.

(Nachdruck verboten.)

Zeichen und Symbole sind dem Wandel der Zeiten und Anschauungen unterworfen. Was einst vor Jahrtausenden siegreich und für heilig erachtet, über weite Teile der damaligen Kulturwelt leuchtete, so daß Millionen sich vor ihm in Ehrfurcht und Anbetung neigten, gilt heute der großen Menge nichts mehr. Oft liegen sie unter Ruinenschutt begraben, nur ein Fundobjekt für Archäologen, die aus den Trümmern einer längst vergangenen Kultur mühsam ein Mosaikbild ihres Inhalts aufzubauen bestrebt sind. Dafür sind andere Symbole zu höchstem Ansehen gelangt. Der Halbmond, mit dem Mohamed Tekesch von Chowaresmien zuerst die Spitze seines Zeltes schmückte, der auf den von weißen Roßschweifen umwehten Tatarenfahnen glänzte, die dem Dschengis-Chan im Jahre 1209 bei der Erstürmung der chinesischen Mauer vorangetragen wurde, schmückt die Minarets der Moscheen. Die Gebetfahnen des Buddhismus grüßen den Wanderer auf Schritt und Tritt, von Häusern und Türmen, von Bäumen und Felsen.

Kein anderes Symbol der Religiosität kann sich aber eines so glänzenden Siegeszuges durch die Welt rühmen, wie das erhabenste Zeichen des Christentums, das Kreuz, einst als fluchwürdiges Marterholz ein Gegenstand der Abscheu, heute aber das weihevolle Zeichen, in dem mehr als 560 Millionen, der beste Teil der Kultur-Menschheit trotz aller ihrer sonstigen Verschiedenheiten und Abneigungen sich einen.

Schon lange Jahrhunderte vor dem Trauerspiel auf Golgatha war das Kreuz als das furchtbarste Marterinstrument des Altertums gehaßt und verachtet. Im Hinblick auf die grausamen Hinrichtungen durch Kreuzigung sagt der Apostel Paulus „Maledictus omnis qui pendit in ligno Christus factus est pro nobis maledictus"; und nachdem

weit über dreihundert Jahre seitdem vergangen und das Kreuz auf Golgatha sich längst als der Merkstein erwiesen, mit dem der wichtigste Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit beginnt, spricht der heilige Augustinus die inhaltsschweren Worte „Grande spectaculum, grande ludibrium et, si spectat pietas, grande mysterium", auf deutsch: „Ein schreckliches Schauspiel und größte Schmach, für den aber, der es frommen Sinnes betrachtet, ein unerschöpfliches Geheimnis."

Treffender als es der Vater der mittelalterlichen Scholastik mit diesen wenigen Worten getan, kann der an das Kreuz sich knüpfende Gedankeninhalt kaum bezeichnet werden. Der Stauros der Griechen, die Crux der Römer, den die ersteren von den Medern, Persern, Phönikern und Babyloniern übernommen, ist das grauenhafte Marterinstrument, an dem der glorreiche Held des Späthellenentums, der in zahllosen Liedern besungene und gepriesene Alexander nach der Eroberung von Tyrus in einer eine Meile lang links und rechts am Strande sich erstreckenden Allee 2000 Bürger der unglücklichen Stadt zum Ergötzen seiner rohen Soldateska zu Tode quälte. Lange sträubten sich die Römer gegen diese höchstens noch durch die Häutung lebender Verbrecher übertroffene Hinrichtungsart und als sie sie endlich, zu Herren des Orients emporgestiegen, den barbarischen Gebräuchen dieser Völkerschaften entsprechend, einführten, wird sie auf Sklaven, Aufrührer und Seeräuber beschränkt, so daß der zum Kreuzestod verurteilte Apostel Paulus, indem er ihnen das „Civis Romanus sum" entgegenschleudert, seine Richter zwingt, den Henker sein Werk mit dem Schwerte vollführen zu lassen. Hier und da ward wohl auch an einem römischen Bürger in einer weit entlegenen Provinz von den ihre Gewalt mißbrauchenden Beamten die Kreuzigung vollzogen.

Aber nachdem wiederum 300 Jahre vergangen, hat sich das Zeichen der tiefsten Schmach in ein Symbol der höchsten Ehre verwandelt, und es kommt im Jahre 323 nach Christi Geburt der Tag, an dem Konstantin der Große, der diese Art der Todesstrafe schon 8 Jahre vorher abgeschafft, nach seinem Siege über Maxentius das Kreuz als ehrendes Emblem in die flatternden Fahnen der römischen Legionen aufnimmt und unangefochten von den Kirchen der Christenheit das Kreuz die Gläubigen mit der dem Kaiser bei seinem Auszuge gegen Maxentius am Himmel in Flammenschrift erschienenen Verheißung grüßt „In hoc signo vinces". Ein Gott hatte an dem Pfahl der Schande in menschlicher Todesnot gehangen und darum wurde das Kreuz das Wahrzeichen für Gottesglauben und Treue.

Wenn wir über die verschiedenen Formen des Kreuzes bei Lateinern und Griechen und über die Gestaltungen hinweggleiten, in denen es sich uns als Andreas- und Antoniuskreuz, als Gabel- und Schächerkreuz, als Anker-Ring-Krückenkreuz, als päpstliches und Patriarchenkreuz, als Johanniterkreuz und dergleichen mehr darbietet, gehen wir nur auf die Crux immissa, das aus einem längeren Längsbalken und einem kürzeren Querbalken im rechten Winkel zusammengefügte Kreuz etwas näher ein, weil diese Form die älteste und ursprüngliche ist, in der das Kreuz den Inbegriff des Christentums symbolisierte und ein Erkennungszeichen der Christen wurde. Bis in das dritte Jahrhundert reicht der Brauch der Anhänger des neuen Glaubens zurück, das Kreuzeszeichen mit den Fingern vor sich hin in die Luft zu markieren, wobei die abendländischen Christen das Zeichen von links nach rechts, die Mitglieder der orientalischen Kirchen dagegen von rechts nach links, die Monophysiten es mit einem, die anderen Christen mit drei Fingern ausführten. Man richtete das Kreuz auf den Altären auf und gab dem Grundriß neu zu erbauender Kirchen zum Unterschied von den Saalbauten des Basilikenstiles die Kreuzesform. Bei der Eroberung fremder Länder pflanzte man als Zeichen der Besitzergreifung ein Kreuz auf. Mit gestickten oder gemalten Kreuzen begannen Bischöfe und andere hohe Geistliche, dann Mönche und Nonnen, schließlich auch fromme Laien ihre Gewänder zu verzieren. Aus kostbarem Metall gefertigte, mit Edelsteinen und Perlen verzierte Kreuze begann man an der Brust zu tragen. Die des Schreibens Unkundige setzten unter Urkunden, wie noch heute üblich, ein Kreuz und ein Kreuz war es wiederum, das man den Toten zum Zeichen der Zugehörigkeit zu Christus in den Sarg mitgab.

An eine wundertätige Kraft des Kreuzes hat man in jenen frühesten Zeiten des Christentums wohl nur in Ausnahmsfällen gedacht. Allgemein daran zu glauben begann man erst seit jener Zeit, als der Legende zufolge die heilige Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin, durch einen Traum veranlaßt, nach Jerusalem wallfahrte, um das bei der Zerstörung der Stadt durch Titus angeblich verloren gegangene Kreuz auf der Schädelstätte unter den Trümmern der heidnischen Tempel wieder aufzusuchen. Die Geschichte der Kreuzeserfindung, die die katholische Kirche am 3. Mai, die griechische Kirche aber am 14. September mit einem besonderen Feste feiert, ist vom Anfang bis zum Ende sagenhaft und gehört deshalb auch keineswegs zu dem Dogmenkomplex, den der Gläubige für wahr zu halten hat. Es heißt aber, daß die Kaiserin-Mutter in der Nähe des heiligen Grabes drei gleiche Kreuze und Nägel gefunden habe, unter denen man das Kreuz Christi dadurch als das echte von den Kreuzen der Schächer unterschieden habe, daß eine seit langem siehe Frau durch die Berührung mit ihm geheilt wurde. Von einem in Rom aufbewahrten Nagel wurde der Kopf abgefeilt und in das Material für andere, dem angeblich echten nachgebildete Nägel miteingeschmolzen und so erklärt es sich, daß sich überaus zahlreiche Orte des Besitzes echter Kreuzesreliquien rühmen.

Recht eigenartig ist die Umwandlung des Kreuzes in das Kruzifix, mit dem die eigentliche Kunstgeschichte des Kreuzes beginnt. Bis in das fünfte Jahrhundert hinein war das einfache Kreuz ohne den Körper des Erlösers das Symbol Christi gewesen. Der Zorn, daß der Erlöser am Schandpfahl des Kreuzes hingemordet worden, war zu stark, um es der bildenden Kunst so bald zu gestatten, den am Kreuze hängenden Christus zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung zu machen. In Anlehnung an das Gleichnis, das den Heiland als das Lamm bezeichnet, das der Welt Sünde trägt, begann man am Fußende des Kreuzes ein Lamm darzustellen, aus dessen Brust Blut fließt und fügte bald darauf an der Kreuzungsstelle der Balken noch ein Brustbild Christi hinzu. In dieser Form finden sich die Vorläufer des Kruzifixes auf einem aus dem 6. Jahrhundert stammenden, heute im Besitz des British Museum zu London befindlichen Elfenbeintäfelchen, auf einem Relief an der Kirchentür von Santa Sabina in Rom, in einer Miniatur des syrischen Evangeliariums von 586, das sich heute in der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz befindet und auf anderen Bildwerken, die vielfach auch noch als Emblem einen Fisch zeigen, der jedoch nichts mit Petrus und dem Fischerring der Päpste zu tun hat, sondern in griechischen Lettern (J. Ch. Th. Y. S.) geschrieben nichts anderes als eine Abkürzung von „Jesus Christos Theou Hyios Soter" bedeutete. Im Jahre 680 verwarf das sechste Konzil zu Konstantinopel diese Darstellung und ordnete an, das Lamm zu entfernen und statt seiner den Heiland in Gestalt eines am Kreuze hängenden Menschen anzubringen.

Für das Können der frühmittelalterlichen Künstler war es wohl eine übermäßig schwere Aufgabe, den nackten Körper eines zu Tode gemarterten Menschen darzustellen. Nur zaghaft gehen deshalb die Meister an das Werk. Sie stellen Christus zunächst als einen Jüngling dar, der sich an das Kreuz anlehnt und als sie sich endlich daran wagen, die Gestalt des Gekreuzigten nachzubilden, ist es kein Toter, sondern ein Lebender, der — in vielen Fällen ohne den Gesichtsausdruck des Schmerzes, ohne gewaltsame Verkrümmungen des Körpers — am Kreuz hängt. Erst vom Anfang des 10. Jahrhunderts wird die Darstellung des Sterbenden oder Toten allgemeiner, der entweder mit einem schmalen Lendenschurz oder mit einer von den Hüften bis zu den Füßen herabreichenden Tunika bekleidet ist. Der Körper selbst aber wird von nun an mit tiefen Ein- und Ausbiegungen, die auch von italienischen und deutschen Künstlern adoptiert worden sind, in häßlicher Karrikatur und grausiger Blutigkeit dargestellt. Zu allem Ueberfluß gab man noch Sonne und Mond in Gestalt halbverhüllter, menschlicher Gesichter hinzu, um die Finsternis anzudeuten, die nach Matthaeus (27,45), Marcus (15,33) und Lucas (23,44) von der sechsten bis zur neunten Stunde auf dem Lande lagerte.

Erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts machte sich eine veredeltere, durchgeistigte Darstellung geltend. Von Giovanni Cimabue, Bondone Giotto und Fra Angelico da Fiesole angefangen tritt uns Christus am Kreuz als wohlgestalteter Jüngling mit vornehmen Zügen entgegen. Die Kunst will nun nicht mehr auf das Scheußliche der begangenen Missetat hinweisen; sie will vielmehr im Beschauer Gefühle der Wehmut und die Bewunderung der göttlichen Liebe erwecken, die sich zur Erlösung der Menschheit opfert. Von nun an schreiten die Darstellungen auf der Bahn zur künstlerischen Vollendung schnell aufwärts und es entstehen die wunderbaren Schöpfungen Michelangelos, Rafaels, des älteren Holbeins, von Guido Reni, van Dyck und Rubens, dessen im Dome zu Antwerpen hängende Kreuzesabnahme und die ebendort im Querschiff untergebrachte Kreuzeserhöhung als auserlesene Meisterwerke aller Zeiten Weltberühmtheit erlangt haben. Auch die Bildhauer, Kunstschnitzer und Erzgießer haben in dieser Zeit in der Darstellung des Kruzifixes außerordentliches geleistet. Hier eröffnet als erstes bemerkenswertes Werk das berühmte Kruzifix der Kirche zu Wechselburg den Reigen. Manche schöne Darstellungen finden sich auch auf den Diptychen älterer Missalen. An erster Stelle steht aber hier das Kruzifix, das Gabriel de Grupello 1724 für den Hochaltar der Pfarrkirche zu Kirchrah in Erz goß.

Ein flüchtiger Blick auf die Bedeutung des Kreuzes in der Architektur möge diese Darstellung beschließen. Wenn die so einfache Figur des Kreuzes sich vielfach schon bei vorchristlichen Völkern, um ein Beispiel anzuführen, in der altnordischen Runnenschrift findet, wo sie nichts anderes ist als ein Symbol des Hammers der Tor, kann es nicht auffallen, daß sie auch in altheidnischen Bauwerken auftritt. Bewußt wird die Kreuzesform bei christlichen Kirchenbauten erst ziemlich spät bei orientalischen Klosterkirchen angewendet, von denen die von Sankt Lucas in Boetien als die älteste gilt. In Deutschland bietet eines der interessantesten Beispiele die 1049 eingeweihte Kirche Sancta Maria im Kapitol zu Köln, wo die Basilika mit dem Kreuz kombiniert ist, das im Chore über der Krypta deutlich hervortritt. Zur glänzendsten Entfaltung kommt die Kreuzform aber erst bei den gotischen Kirchenbauten. Wenig deutlich tritt sie zwar in der Pariser Notre-Dame, in der Kathedrale von Antwerpen, am Ulmer Münster usw. hervor. Während sie hier von mächtigen Nebenschiffen und Chorkapellen fast erdrückt wird, zeigt sie sich dafür aber in leuchtender Klarheit am römischen Petersdom, am Mailänder Dom und vor allem an Deutschlands edelstem Kirchenbau, dem hehren Dome zu Köln.

Leutnant Keller in Deutsch-Südwestafrika gefallen.

— Einen schweren Verlust hat die Schutztruppe in Süd-West-Afrika zu verzeichnen. Hottentotten überfielen eine leer fahrende Kolonne, die unter dem Befehl des Leutnants Keller stand. Die ganze Begleitmannschaft wurde bis auf einen Soldaten niedergemacht. Zehn Reiter

und Leutnant Keller sind getötet. Die Wagen wurden von den Hottentotten verbrannt, die Ochsen abgetrieben. Leutnant Keller, ein bei

Leutnant Keller †.

seinen Kameraden sehr beliebter Offizier, gehörte früher dem 3. Württembergischen Feldartillerieregiment Nr. 49 an.

Passionsmusik.

Von Paul Belker (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Achtzehn Jahrhunderte hindurch widmete die Kunst auf jeder Entwicklungsstufe ihr Bestes der Kirche. Und von allen Festen des Kirchenjahres mußten gerade die menschlich ergreifendsten Vorgänge der Leidensgeschichte die Künstler am meisten zum Schaffen reizen.

Liegt schon im gewöhnlichen Leben das Bedürfnis vor, den Eindruck einer Totenfeier durch Musik zu erhöhen, den Schmerz in eine höhere, ideale Sphäre zu erheben — wieviel stärker mußte nicht das Verlangen sein, die alljährlichen Gedenktage des Leidens und Sterbens Christi mit den höchsten und ausdrucksvollsten Mitteln der Kunst zu verherrlichen! Wir besitzen daher einen ganz außerordentlichen Schatz von Passionskompositionen, und nur der Wandelbarkeit unseres Geschmacks ist es zuzuschreiben, daß der größte Teil davon der Vergessenheit anheimgefallen ist. Am frühesten hatte die katholische Kirchenmusik ihren Ausbau vollendet. Mit Palestrina schloß 1594 ihr genialster und größter Meister die Augen. In seiner Musik fand der katholische Kultus den reinsten und innigsten künstlerischen Ausdruck. Die heute noch aufgeführten großen Passionsmusiken der katholischen Kirche stammen z. T. von Palestrina selbst oder den seiner allernächsten Zeit angehörenden Meistern.

Die Grundlage der Passionsfeier bilden in der gesamten christlichen Kirche die Erzählungen der vier Evangelisten. Sie wurden vom Priester in frei rezitierendem Sprechgesang vorgetragen. Mit der Zeit verteilte man — der Anschaulichkeit wegen — die Reden der Evangelisten und Christi an verschiedene Personen, der Chor figurierte als Volk. Aber es war der katholischen Musik nicht gegeben, alle in diesem Keime enthaltenen Möglichkeiten zur Entfaltung zu bringen. Der lateinische Text verhinderte das Verständnis der Einzelheiten und damit war einer Weiterentwickelung der fruchtbare Boden entzogen. Das eigentliche Feld der Kirchenkomponisten wurden die großen Gebetsdichtungen und Hymnen. Sie paßten sich am besten dem zeremoniellen Bedürfnis an und inspirierten die größten Musiker des Mittelalters zu ihren bedeutendsten Werken. Die berühmtesten davon, Allegris Miserere, Palestrina Lamentationen sowie Pergloses, Palestrina und Astorgas Stabat mater gelten heute noch für Gipfelpunkte katholischer Kirchenmusik.

Die Verbindung mit der märchenhaft prächtigen Feierlichkeit speziell der römischen Kirche hat ihnen eine fast sagenhafte Berühmtheit verschafft. Allegris Miserere gab Mozart Veranlassung zu einer seiner phänomenalsten Gedächtnisleistungen. Als er, vierzehn Jahre alt, auf seiner ersten Reise nach Italien während der Karwoche nach Rom kam, hörte er das Werk und schrieb es aus dem Gedächtnis zu Haus nieder. Sein ihn begleitender Vater berichtete darüber an die Mutter: „Du weißt, daß das hiesige berühmte Miserere so hoch geachtet ist, daß den Musicus der Kapelle unter der Exkommunikation verboten ist, eine Stimme davon aus der Kapelle wegzutragen, zu kopieren oder jemandem zu geben. Allein wir haben es schon. Wolfgang hat es schon aufgeschrieben, und wir würden es in diesem Briefe nach Salzburg geschickt haben, wenn nicht unsere Gegenwart es zu machen notwendig wäre. Die Art der Produktion muß mehr dabei tun als die Komposition selbst. — Ganz Rom weiß es, und selbst der Papst weiß es, daß Wolfgang das Miserere geschrieben. Es hat ihm große Ehre gemacht." Einige Monate darauf empfing Wolfgang vom Papst das Ordenskreuz vom goldenen Sporn und hätte sich nun, ebenso wie Gluck, „Ritter Mozart" nennen können.

Sechzig Jahre später hielt sich Mendelssohn längere Zeit in Rom auf. In mehreren Briefen an seine Familie und seinen Lehrer Zelter berichtet er ausführlich über den Eindruck der Passionsfeierlichkeiten: „Am Palmsonntag ist die erste Zeremonie. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß ich unter der Ehrengarde stehen bleiben mußte, wo ich die Feierlichkeit zwar gut sah, aber doch nicht dem Gesange recht folgen konnte, da sie die Worte undeutlich sprachen. — Ich weiß nur, daß sie auch den Chor „Hosanna in exc." sangen und mehrere Hymnen intonierten, während dem Papste die schön geflochtenen Palmen gereicht wurden, die er an die Kardinäle verteilte. Es sind lange, mit vielen Zieraten, Knöpfen, Kreuzen und Kronen verzierte Stäbe, doch ganz von trockenen Palmblättern gemacht, und das gibt ihnen ein Ansehen, als seien sie von Gold; die Kardinäle, die im Innern der Kapelle im Viereck umhersitzen, mit den Abbaten zu ihren Füßen, kommen nun einzeln und erhalten ihren Palmenstab, mit dem sie zu ihrem Platz zurückkehren. Dann kommen die Bischöfe, Mönche, Aebte, alle sonstigen Geistlichen, die päpstlichen Sänger, die Ehrenkavaliere, und was sonst dazu gehört, und erhalten einen Oelzweig mit Palmenblättern gebunden. Das gibt eine lange Prozession, während deren der Chor immerfort singt. Es ist eine Farbenpracht in der Kapelle, wie ich sie nie bei einer Zeremonie gesehen habe. Die Kardinäle in den goldgewirkten Gewändern, mit den roten Käppchen, vor ihnen die violetten Abbaten mit den goldenen Palmen in der Hand, weiterhin die bunten Diener des Papstes, die griechischen Priester, die Patriarchen in schönster Pracht; die Kapuziner mit langen weißen Bärten; all die anderen Mönche; dann wieder die Schweizer mit ihrer Papageiuniform, alle mit grünen Oelzweigen in den Händen, und dazu Gesang — wahrlich, man hört kaum heraus, was sie singen, und freut sich nur das Klanges. Dem Papste wird dann sein Thronsessel gebracht, auf dem er bei allen Prozessionen getragen wird, die Kardinäle, zwei und zwei, mit ihren Palmen beginnen den Zug, die Flügeltüren der Kapelle werden geöffnet, und so geht es langsam hinaus. Der Gesang, der einen bisher immerfort wie ein Element umgibt, wird nach und nach schwächer, denn die Sänger gehen mit, und endlich hört man ihn in der Ferne von draußen her, nur noch ganz leise. Dann fragt auf einmal ein Chor in der Kapelle sehr stark, und der aus großer Ferne antwortet, und so geht es ein Weilchen, bis die Prozession wieder näher kommt und die Chöre sich wieder vereinigen. Auch hier mögen sie singen was und wie sie wollen, so macht es eine herrliche Wirkung; und wenn es auch wahr ist, daß es sehr einförmige, ja sogar unförmliche Hymnen sind, alle einstimmig, ohne rechten Zusammenhang, so berufe ich mich auf den Eindruck, und den muß es auf jeden machen.

„Nach der Prozession kommt das Evangelium, im sonderbarsten Ton vorgetragen und dann die Messe, mit dem eingelegten Stabat mater. Montag und Dienstag ist nichts, und Mittwoch um halb fünf fingen die Nokturnen an. Die Psalmen werden Vers um Vers von zwei Chören gesungen, doch nur immer von einer Art Stimmen, Bässe oder Tenöre. So hört man anderthalb Stunden lang die eintönigste Musik; nur einmal werden die Psalmen durch die Lamentationen unterbrochen, und das ist das erste Mal seit langer Zeit, daß man wieder einen vollkommenen Akkord hört. Dieser Akkord wird sehr sanft eingesetzt und überhaupt das ganze Stück pianissimo gesungen, während die Psalmen so stark als möglich geschrieen werden müssen, und zwar immer nur auf einen Ton, auf den die Worte in großer Schnelligkeit abgesprochen werden müssen. Da ist es kein Wunder, wenn der bloße sanfte Klang der ersten Lamentationen einen weich stimmt. Es geht nun wieder eintönig fort. Bei jedem Psalmverse wird eine Kerze ausgelöscht, so daß nach anderthalb Stunden die fünfzehn um den Altar brennenden aus sind. Es bleiben dann noch sechs große hoch über den Eingang brennen. Der ganze Chor mit Alten, Sopranen usw. intoniert eine neue Psalmmelodie und singt sie sehr langsam und feierlich in die tiefe Dämmerung hinein. Die letzten Kerzen gehen dann aus, der Papst verläßt seinen Thron, wirft sich vor dem Altar auf die Knie, und alle mit ihm. Es entsteht eine Pause, während deren man weiß, daß jeder Katholik das Vaterunser betet. Es ist eine Totenstille in der ganzen Kapelle während dieses pater noster; darauf fängt das Miserere mit einem leisen Akkord der Stimmen an, und breitet sich dann aus in die beiden Chöre. Dieser Anfang und der allererste Klang haben mir eigentlich den meisten Eindruck gemacht. Man hat anderthalb Stunden lang nur einstimmig und fast ohne Abwechslung singen hören. Nach der Stille kommt nun ein schön gelegter Akkord; das tut ganz herrlich, und man fühlt recht innerlich die Gewalt der Musik; die ist es eigentlich, die die große Wirkung macht. Sie sparen sich die besten Stimmen zum Miserere auf und singen es mit der größten Abwechslung, mit Anschwellen und Abnehmen, vom leisesten Piano zur ganzen Kraft der Stimme: es ist kein Wunder, wenn das jeden ergreifen muß. — Danach folgt wieder ein stilles kurzes Gebet, und dann scharren alle Kardinäle nach Kräften mit den Füßen. (Der Lärm bedeutet, wie die Hebräer Christus mit großem Tumult gefangen nehmen.) Das ist das Ende der Zeremonie. Dann wird die eine Kerze wieder unter dem Altar hervorgeholt, und bei ihrem Schein geht alles still auseinander, wobei ich noch erwähnen muß, daß es sich wunderschön macht, wenn man aus der Kapelle in den großen Vorsaal

Baden-Württemberg
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK